

Liebevoll, klug, persönlich: Zwanzig Autoren erzählen von ihrem Kroatien. Erinnerungen, Träume, Gedanken und Beobachtungen zeugen von der großen Faszination, die dieses Land der tausend Inseln auf jeden ausübt, der ihm begegnet.

Nessa Altura, Marica Bodrožić, György Dalos, Liane Dirks, Maximilian Dorner, Erica Fischer, Katja Gasser, Franziska Gerstenberg, Veit Heinichen, Wladimir Kaminer, Ranka Keser, Beatrix Kramlovsky, Nicol Ljubić, Benno Meyer-Wehlack, Ilma Rakusa, Ingo Schulze, Erich W. Skwara, Hans Thill, Richard Wagner, Juli Zeh

Herausgegeben von: Alida Bremer, Silvija Hinzmann und Dagmar Schruf

Südliche Luft

20 Liebeserklärungen an Kroatien

von
Veit Heinichen,
Wladimir Kaminer,
Ingo Schulze,
Juli Zeh u.v.a.

HA Frick International 1 100
1758
LS 2394317 14.02.2008 5

60804 Bremer, Südliche Luft
Ullstein & List TB Vlg

978-3-548-60804-4

EUR [A]
9,20

9 783548 608044

List

sprengen können. Verdrossen hingen sie herum, theorielastig und dem Ansturm von Dubrovniks Vitalität nicht gewachsen.

Das Ereignis war – die Stadt. Vielgesichtig, wandelbar, ein Kleinod an der Schnittschnelle von Gebirge und Meer, durch die Jahrhunderte gewachsen. Unter den warmroten Rundziegeldächern Kirchen, Palazzi, Patrizierhäuser, Markthallen, Loggien, Klöster, Kneipen, Hafengebäude. Frag nicht, was sie für Schätze enthalten, schau nur. Einen Fuß vor den andern setzend, denn das Wunder grüßt dich auch unten. Im spiegelnden Stein, der deine Sohlen liebkost.

WLADIMIR KAMINER

Die Sache mit der Unabhängigkeit

Noch Wochen nach unserem letzten Staatsbesuch in Budapest hatte ich Alpträume mit politischem Hintergrund. Ich träumte, meine Frau, ich und Bundespräsident Rau in Begleitung eines jungen Referenten saßen auf einer steinigen Insel am Kieselstrand. Die Sonne stand hoch, das Wasser war jedoch zum Baden zu kalt. Weit und breit waren keine Bäume zu sehen, nur eine Palme wuchs am Ufer. Alle hatten Badehöschen mit Blumenmuster an, bis auf den Referenten, der in einem schwarzen Anzug schwitzte. Es herrschte eine peinliche Stimmung, uns fehlte ein Gesprächsthema. »Ich mag Tintenfische eigentlich sehr gern«, begann der Bundespräsident aufs Geratewohl, »schade, dass es mein letzter Staatsbesuch ist.« Neben dem Präsidenten stand ein Tablett mit kleinen bunten Steinchen, die er als Zeichen der Freundschaft zu Deutschland von der Inselbevölkerung in Empfang genommen hatte. Nun schmiss er die Steine einen nach dem anderen ins Wasser. Meine Frau wollte auch einen Stein ins Wasser werfen und kippte dabei unvorsichtigerweise das Tablett um. Gemeinsam sammelten wir die verschütteten Steine wieder ein, doch je mehr wir fanden, umso mehr sah man noch herumliegen. »Hören Sie bitte auf!«, flehte der Referent, »haben Sie es noch immer nicht kapiert?«

Er ging zu der Palme und riss ein Blatt von ihr ab. In Sekundenschnelle wuchsen drei neue an der Stelle. »Alles vermehrt sich hier!«, stöhnte der Referent. »Das ist wegen des Lichts.«

Schwitzend wachte ich auf. »Du brauchst eine Pause, du bist zu viel unterwegs«, sagte meine Mutter zu mir, als ich ihr von dem Alptraum erzählte. »Bist du diese Woche zu Hause?«, fragte sie. »Ich fahre nach Zagreb, zu einem Literaturfestival«, antwortete ich. »Zagreb? Ist das in Jugoslawien?« »Nein, Mama, Zagreb ist in Kroatien«, klärte ich sie auf. »Ja, ich habe darüber gelesen, da wohnen diese Serben und führen Krieg ...« »Nein, Mamulchen, in Kroatien wohnen Kroaten, und der Krieg ist schon seit zehn Jahren vorbei«, beruhigte ich meine Mutter. »Kroaten? Wer ist das denn? Ich blicke da nicht mehr durch«, schüttelte meine Mutter den Kopf. Zagreb konnte ich dennoch unmöglich absagen. Mein kroatischer Verleger Seid hatte inzwischen ein drittes Buch von mir veröffentlicht, und die Leitung des kroatischen Literaturfestivals wollte unbedingt unsere Russendisko nach Zagreb holen. Sie hatten für uns außerdem eine Erholungsfahrt nach Hvar organisiert, eine der schönsten Adria-Inseln. Einige kroatische Journalisten, die mich in Berlin schon im Vorfeld besucht hatten, beschrieben mir die bevorstehende Reise in den höchsten Tönen: Das kroatische Publikum sei das dankbarste Publikum der Welt ... und der kroatische Wein ... die Küche ... die Natur ... die Musik ... Sie waren alle große Patrioten. »Was für ein Krieg? Den hat es in Zagreb nie wirklich gegeben«, meinten sie. »Zweimal mussten wir in den Bunker gehen, wegen der Bomben«, erzählte mir die junge Journalistin Lydia. »Für uns Schüler war es damals wie kleine Ferien. Man durfte bis spät in die Nacht wach bleiben und musste keine Hausaufgaben machen.« Wir flogen nach Zagreb über Wien, mein Verleger Seid holte uns vom Flughafen ab und brachte uns mit seinem Škoda in die Stadt. Unterwegs grüßte

er laufend irgendwelche Leute: »Das ist mein alter Freund, und die da ist meine alte Freundin«, erklärte er. »Kroatien ist klein, jeder kennt hier jeden.« Die Eröffnung des Literaturfestivals fand in einem altjugoslawischen Restaurant statt. »Vorsicht! Schriftsteller kochen!«, stand im Programm. Gekocht hat dann jedoch nur ein kroatischer Kollege namens Karuso, der Unmengen von Fleisch und Fisch grillte und dazu allerlei Schnäpse ausschenkte. Karuso war ein großer Schriftsteller, zumindest von der Statur her. Mit seinem großen Bart und dem wilden schwarzen Haar sah er aus wie ein Karl Marx, der endgültig beschlossen hat, sein eigenes Wohl dem des Weltproletariats vorzuziehen. Karuso besaß ein Haus auf einer einsamen Insel im Meer und bekämpfte dort im Sommer den Kapitalismus, indem er das Haus an reiche Touristen aus dem Westen vermietete, sie auf die Insel brachte und dann im Wald verschwand. Karuso nannte dieses Programm »Überlebensworkshop«. Im Winter gab es keine Touristen, also schrieb er dann an seinem Buch über das Überwintern auf einer einsamen Insel weiter. In der hochnäsigen kroatischen Literaturwelt wurde er von seinen Kollegen jedoch mehr für seine Kochkünste und seine freundliche Art geschätzt. Allein schon seine Anwesenheit verbesserte allen die Laune. Auch mein DJ Jurij freute sich jedes Mal, wenn er Karuso traf: Entweder schenkte der etwas Hochprozentiges aus einer großen Flasche aus, oder er verteilte selbstgebackene Brote. Wir erfuhren von ihm, dass er auf jeder kroatischen Insel eine Freundin hatte, die alle seinen Lebenswandel und seine Arbeit guthießen – nur seine Frau tat dies nicht. »Sie sagt dazu *Shit*«, beschwerte sich der Künstler. In einem Reiseführer über Kroatien hatten wir gelesen, dass es dort mehr als 1200 Inseln gibt. Wir schätzten also Carusos Umtriebigkeit sehr hoch ein. Zwischendurch versuchte ich immer wieder, mehr über die Unabhängigkeitskriege der neunziger Jahre zu erfahren: Wer,

wie, was, warum? Die postsozialistische Geschichte hatte in diesem kleinen Land einen sehr verwinkelten Weg genommen, und die vier Millionen Kroaten hatten nun vier Millionen Versionen dazu parat. Ich habe leider nur mit einem guten Dutzend gesprochen. Wenn ich einem widersprach und meinte, ein anderer hätte mir etwas ganz anderes erzählt, war derjenige mir niemals böse, nickte nur höflich und sagte: »Ja, so kann man das natürlich auch sehen. Der Balkan ist sehr kompliziert, zum Glück gehören wir mehr zu Europa.« In einem Punkt waren allerdings alle einer Meinung: dass die Unabhängigkeit eine sehr schöne Sache sei, für die es zu kämpfen lohne. Der aufgezwungene jugoslawische Internationalismus war allen zu anstrengend gewesen. Ob Basketball oder Fußball, Politik, Kunst oder Armee – in jeder Landeseinheit mussten immer ein Bosnier, ein Slowene, ein Mazedonier, zwei Serben und anderthalb Kroaten sein, egal ob sie wirklich für den Job geeignet waren oder nur pro forma den Platz einnahmen. Und wenn es ein paar Begabte zu viel aus der gleichen ethnischen Gruppe gab, so hatte man schon ein Beschäftigungsproblem. Als sich 1990 der Sozialismus endlich auflöste, wurden die jugoslawischen Kommunisten sofort zu Nationalisten. Die gleichen Leute, die sich noch vor kurzem jugoslawische Patrioten genannt hatten, hetzten nun die ehemaligen Republiken aufeinander. Die unabhängige Republik Kroatien besaß zu Anfang des Krieges keine richtige Armee, sie hatte weder Waffen noch Soldaten. Aber die Unabhängigkeit ist eine feine Sache. Also kratzten sie alles Geld zusammen, kauften mit offiziell nicht mehr gültigen Dinaren auf dem Schwarzmarkt alte amerikanische Kanonen aus dem Zweiten Weltkrieg und mobilisierten die Studenten. Auch mein Verleger Seid, damals Student der Literaturwissenschaft, musste für drei Monate an die Front. Dort saß er mit anderen Literaturwissenschaftlern neben den Kanonen, trank

rakija und wartete, bis der Krieg vorbei war. Die Kanone wurde seines Wissens nie abgefeuert, im Übrigen sei er sowieso Funker und gegen den Krieg, meinte er. Diese Einstellung war für mich gut nachvollziehbar, ich war nämlich eigentlich auch mal Funker gewesen, hatte in der Armee neben irgendwelchen Raketen gesessen und nie geschossen. Auch mein bester Freund, der in Magdeburg zur gleichen Zeit gedient hatte wie ich, war Funker gewesen, so wie unser amerikanischer Freund Alan, seinerzeit in West-Deutschland stationiert, und meine ersten deutschen Theaterkollegen, die gerne Geschichten über ihre Zeit bei der DVA erzählten – wir alle waren Funker. Für den Frieden zu sein und gefunkt zu haben – taugt das als Schicksal einer Generation? Am liebsten hätten die Kroaten ihren Krieg nie gehabt. Es hat dem Land den Eintritt in die EU versperrt und dem Tourismus geschadet. Außerdem sind die ehemaligen jugoslawischen Brüder und Schwestern noch immer ziemlich sauer aufeinander. In den ersten Nachkriegsjahren haben die Kroaten sogar die serbischen Filme nur mit kroatischen Untertiteln gezeigt, obwohl die Sprachen identisch sind. Die einen sagen dazu: »Es müssen wohl noch fünfzig Generationen vergehen, ehe wir einander wieder verstehen.« Die anderen lachen im Kino laut über diesen Schwachsinn. Aber die Unabhängigkeit ist eine schöne Sache. Die Präsentation meines aktuellen Buches fand ganz modern in einem Optikladen im Zentrum Zagrebs statt. Begeisterte Leser und Literaturinteressierte trafen dort auf Leute, die einfach nur eine Brille kaufen wollten, beide Seiten waren etwas irritiert. Die Russendisko am nächsten Tag in einem ehemals sozialistisch-jugoslawischen Klub entwickelte sich wider Erwarten zum größten Auslandserfolg seit Bestehen unserer Veranstaltung. »Hop-Hop-Hop!«, schrien Jurij und ich ins Mikrofon. Plötzlich verwandelte sich das europäische Kroatien in einen total durchgedrehten Bal-

kan, die Menschen zogen sich aus, übergossen sich mit Schnaps und Gläser zerschellten nach jeder Tanznummer auf dem Boden. Wir wurden von Dutzenden Händen gleichzeitig umarmt und von den Haus-DJs laut aufgefordert, ihnen unsere gesamten Musikvorräte sofort zu überspielen. Gegen drei Uhr morgens wurde uns plötzlich klar, dass all diese Menschen zehn Jahre lang nur auf uns gewartet hatten und jetzt etwas passieren musste, was unsere Vorstellungen von einer gelungenen Tanzparty für immer sprengen würde. Was dann kam, war jedoch eher Routine: ein tiefer kollektiver Alkoholrausch mit abschließendem Blackout. Am übernächsten Tag fanden wir uns auf einer Fähre mitten in der Adria wieder – in internationaler Gesellschaft: Spanier, Norweger, Franzosen, Italiener, Polen und Weißderteufel wer noch alles dabei war. Zuerst dachte ich, dass es sich dabei um eine internationale Vereinigung Anonymer Alkoholiker handelte. Sie erzählten uns jedoch, dass wir alle bekannte Schriftsteller seien, eingeladen zum Zagreber Literaturfestival und nun auf dem Weg nach Hvar, der schönsten Insel Kroatiens – um uns zu erholen. Ich konnte mich noch nebulös an die achtstündige Busfahrt von Zagreb nach Split erinnern: Berge und Wälder, enge Straßen, Gänse, verlassene Dörfer und zerstörte Häuser. »Aber diese Leute wollten sowieso schon immer auswandern, schon vor dem Krieg, entweder an die Küste oder nach Zagreb oder gar ins Ausland. Hier hatten sie nichts zu tun, alles nur Steine und Berge, keine Landwirtschaft möglich ...«, erzählte uns ein kroatischer Literaturwissenschaftler. Man sah eine zerfallene Kirche und eine alte Ziege, die an einem Stock angebunden war, der Bus schaukelte hin und her, ich schlief immer wieder ein und träumte von der totalen Unabhängigkeit: von einer kleinen niedlichen Diktatur in Prenzlauer Berg. Wir würden statt blöder Spielsalons neue Kindergärten eröffnen, alle leerstehenden Bürogebäude zu

Kneipen umbauen, eine zwanzigstündige Arbeitswoche für alle einführen, Bier und Lebensmittel umsonst verteilen und keine amerikanischen Kriegsfilme mehr in die Kinos lassen. Wem das nicht gefiele, der könnte einen Ausreiseantrag für Wedding stellen. Ja, die Unabhängigkeit ist eine feine Sache. Erst auf dem Meer wurde ich richtig wach. Wir rauchten an Deck, beobachteten die 1200 an uns vorbeischwimmenden adriatischen Kleinseln und dachten nach, jeder natürlich über seins. Der große Schriftsteller Karuso dachte wahrscheinlich: »Wo zum Teufel stecken meine Bräute?« Manchmal sah man tatsächlich Mädchen unter Palmen, sie winkten uns zu. Der französische Kollege Erik dachte: »Wann sind wir endlich da? Ich hab doch gesagt, I am seasick.« Und die Kroaten? »All will be good, all will be good. Aber jetzt haben wir den Salat.« Ich feilte derweil weiter an meinem Plan für einen unabhängigen Prenzlauer Berg. Nach zwei Stunden Fahrt erreichten wir Hvar. Die Insel gab tatsächlich eine einzigartige Kulisse ab: Sie erinnerte gleichzeitig an Disneyland und an die altlettische Stadt Zesis an der estländisch-lettischen Grenze. Ich beschloss, ab sofort nur noch gesund zu leben und auf das bereits geplante Schriftsteller-Schnaps-Treffen zu verzichten. Die ganze Zeit auf Hvar ernährte ich mich nur von eingelegten Tintenfischen und Landwein, ging in der kalten Adria baden, lernte viele Menschen kennen und am letzten Tag sogar einen lebenden Tintenfisch: Wir saßen am Abend auf einem Felsen am Ufer unter einer einsamen Palme mit abgesägten Blättern und schmissen kleine bunte Steinchen ins Wasser. Die Adria lieferte ein phantastisches Panorama, die Sonne löste sich langsam im Wasser auf. Alles kam mir ungemein vertraut vor, als wären wir schon früher hier gewesen. »Guck dir das mal an!«, rief meine Frau. Und plötzlich sah ich einen Tintenfisch direkt unter meinen Füßen. Er hatte einen großen Kopf, gelbe Augen, wedelte mit allen seinen

Tentakeln hin und her und hatte anscheinend überhaupt keine Angst vor uns. Wir beobachteten uns eine Weile gegenseitig, dann kam meine Frau zu dem Schluss, dass dieser Tintenfisch ein Mädchen sei und taufte es auf den Namen Ariel. Sie bezeichnete das Tier außerdem als niedlich und schön. Das Tintenfischchen Ariel war aber nicht wirklich niedlich, eher groß und hässlich. Es tanzte im Wasser ein seltsames Ballett, mal setzte es sich in einer pathetischen Pose auf einen Stein unter Wasser, mal sprang es hin und her und streckte seine Tentakel aus wie die verdienstvolle Ballerina der Sowjetunion Maja Plesezka in ihren besten Jahren. Ariel machte auf uns einen sehr unabhängigen Eindruck. Wahrscheinlich hatte sie in der Adria außer einigen dalmatinischen Fischern keine natürlichen Feinde mehr. Ich beschloss, keine Tintenfische mehr zu essen. Am nächsten Tag verließen wir Kroatien in Richtung Berlin. Im Nachhinein kann ich sagen: Die Unabhängigkeit ist schon sehr ansteckend. Sogar im Flug hatte ich noch Unabhängigkeitsträume. Wir würden alle Autos aus dem Bezirk schaffen, nur noch Bierlieferwagen dürften rein. Überall würden wir Bäume pflanzen, Fahrradwege bauen und eine extragroße Hundescheißwiese vor dem Sozialamt anlegen. An der Grenze kleine Kneipen aufmachen und alle Penner des Bezirks in diesen Kneipen platzieren. Sie würden für ihren ehrenamtlichen Grenzeinsatz Jägermeister bekommen und müssten dafür nur laut genug grölen, um Touristen und alle anderen Schaulustigen zu verscheuchen. Alle da draußen sollten denken, hier wäre nichts zu holen. Mitten im Bezirk würden wir aber alle Künste aufblühen lassen, Theater, Kino und Bücher würden umsonst sein und jeden Tag eine Russendisko unter freiem Himmel für alle. Wem das nicht gefiele, der könnte ja wegziehen.

GYÖRGY DALOS
Ein Abend in Pula

Xenia Detoni betritt unter stürmischem Applaus die Bühne, nimmt die goldene Statue, die Urkunde und die Flasche Wein in Empfang, hinter ihr spielt die Rockband einen Tusch. Die Übersetzerin quittiert die Auszeichnung, die sie für die Übertragung von Péter Esterházy's *Harmonia Caelestis* erhielt, mit einem glücklichen Lächeln. Sie will gerade zu ihrem Tisch zurückkehren, als zwei junge Polizisten – eine Frau und ein Mann – an sie herantreten und sie höflich aber entschlossen abführen. Niemand wundert sich über die Szene, es fanden bereits ein Dutzend Preise ihre Besitzer: das schönste Druckwerk, das beste Debüt, der erfolgreichste Roman und Lyrikband wurden gepriesen. All dies geht nach einer genau ausgearbeiteten Dramaturgie vonstatten: In einer Ecke des halbdunklen Saals formuliert ein gestrenger Untersuchungsrichter, hinter einer Tischlampe und Schreibmaschine sitzend, den aktuellen Haftbefehl; der Autor X, der Verlag Y begingen dieses und jenes literarische Delikt, weshalb ein Verfahren gegen sie fällig geworden sei. Im Vorfeld erscheint ein Gentleman in Zivil und lästert im Allgemeinen über die Literatur als gemeingefährliches Treiben.

Es ist der Galaabend der zehntägigen Pulaer Buchmesse im Klub Aruba. Zum zweiten Mal bin ich anwesend bei der derzeit